

Ausgabe 2 / 2018

WEGBEGLEITER

Unser Thema in diesem Heft

WÜRDE



Hospizbewegung
im Idsteiner Land e.V.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	2
Die Würde des Menschen	3
Frau Horns Erlebnisse	4
Herrn Müllers Erlebnisse	5
Miteinander oder übereinander reden am Krankenbett	6
Würde, Alter, Krankheit.....	7
Freiheiten ändern sich	8
Wohnatmosphäre und Selbstbestim- mung im Altenpflegeheim.....	9
Patientenverfügung.....	10
Offener Themenabend	11
Wahrheit am Krankenbett.....	12
Buchtipps	14
Sprechstunde Patientenvorsorge	14
Termine 2019, 1. Halbjahr.....	15
Impressum	15
Dank Ihrer Unterstützung	16

Liebe Mitglieder, liebe Freundinnen und
Freunde der Hospizbewegung!

Mehr als hundertfünfzig Menschen wurden auch in diesem Jahr wieder von unseren Ehrenamtlichen hospizlich begleitet und von den Palliative Care Pflegefachkräften palliativ versorgt. Viele Angehörige waren außerdem froh, dass immer wieder jemand da war, den sie fragen konnten, der sie ernstnahm mit ihren Sorgen und Ängsten, bei dem sie sich auch mal ausweinen und alles Schwere von der Seele reden konnten. „Egal wie schlecht mein Mann drauf war, Sie haben ihn immer achtsam und respektvoll behandelt. Für Sie war er nicht ein Schwerstpflegefall, sondern ein Mensch, der Hilfe brauchte. Sie haben ihm trotz seiner schweren Demenz seine Würde gelassen“, sagte eine ältere Dame voller Dankbarkeit.

Solche und ähnliche Aussagen haben wir zum Anlass genommen, um in dieser Ausgabe des Wegbegleiters das Thema „Würde“ in den Mittelpunkt zu stellen. Was verstehen Sie unter „Würde“? habe ich mehrere Menschen gefragt und von ihnen ganz unterschiedliche Antworten bekommen: „Ich habe Würde, solange ich von anderen unabhängig leben kann. Für mich hat Würde ganz viel damit zu tun, dass ich klar denken und mein Leben selbstbestimmt und unabhängig von anderen gestalten kann. Wenn ich dement werde und ein Pflegefall bin, und ich mir bei allen Dingen helfen lassen muss, finde ich das würdelos“, meinten die einen, während andere sehr deutlich sagten, dass zwar jeder Mensch egal, wie hilflos und krank er ist, Würde hat. Diese Würde wird jedoch dann verletzt, wenn dieser Mensch nicht mit Respekt und Achtung vor seinem Lebensentwurf behandelt wird, sondern deutlich zu spüren bekommt, dass er als unnütze Last empfunden wird. „Ihr – und damit meinte sie die Mitarbeiterinnen der Hospizbewegung – begegnet uns mit so viel Empathie und in einer von Achtung und Wertschätzung geprägten Haltung, dass ich nie das Gefühl habe, ich hätte meine Würde verloren, weil ihr mir die Windeln wechseln und mich saubermachen müsst“, ergänzte eine pflegebedürftige Heimbewohnerin. „Ob ich mich in meiner Würde verletzt fühle, hängt davon ab, wie andere mit mir umgehen. Das gilt für alle, ob sie alt, krank und pflegebedürftig sind, eine Behinderung haben oder aus einem anderen Land kommen und unsere Sprache nicht sprechen“, setzte ein junger Mann hinzu.

Woran denken Sie, wenn von „Würde“ die Rede ist? Die unterschiedlichen Beiträge in diesem Wegbegleiter sollen Ihnen Anregungen geben. Vielleicht haben Sie auch Lust, uns Ihre Meinung dazu zu sagen. Wir freuen uns auf Ihre Kommentare.

Ihnen allen wünsche ich eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit sowie alles Gute für das kommende Jahr.

Heinke Geiter

Die Würde des Menschen

Die Würde des Menschen ist unantastbar: Das haben die Väter des Grundgesetzes in Artikel 1 festgehalten und damit zum Ausdruck gebracht, dass jeder Mensch – egal wie gebrechlich und pflegebedürftig er ist, Anspruch darauf hat, menschlich, das heißt mit Respekt und Achtung vor der Person behandelt zu werden. Die Tatsache, dass jemand auf Hilfe von anderen angewiesen ist, verletzt seine Würde nicht, wie manche behaupten. Sie haben nicht verstanden, dass menschliches Leben immer nur in Beziehung zu anderen und mit ihnen zusammen gelingen kann. Wir sind alle abhängig von anderen. Kein Mensch wäre erwachsen geworden, wenn nicht andere dagewesen wären, die für ihn gesorgt hätten.

Auch als Erwachsener lebt niemand autark. Andere haben dafür Sorge getragen, dass es beispielsweise Strom gibt, die Heizung funktioniert und der Morgenkaffee gekocht werden kann, dass Wasser aus der Leitung kommt, das Auto funktioniert, alle sich an Verkehrsregeln halten und die Brücke so gebaut ist, dass sie hält, wenn ich darüber zur Arbeit fahre. Wir machen uns oft nicht klar, wie sehr wir Teil einer Gemeinschaft sind, in der einer auf den anderen angewiesen ist.

Schon bei kleinen Kindern loben wir, wenn sie etwas allein geschafft haben. In der Schule zählt oft die Einzelleistung mehr als gute Teamarbeit, und im Berufsleben ist vielfach der Konkurrenzkampf bestimmender als die Gemeinschaftsleistung. Hinzu kommt, dass in unserer Gesellschaft vor allem der Gesunde und Fitte zählt, der etwas leisten kann und für andere nützlich ist. Das prägt uns so, dass wir es meistens als Schwäche ansehen, wenn wir auf Hilfe durch andere angewiesen sind. Dabei wird unser Leben erst dadurch reich, dass wir in Beziehungen zu anderen stehen und dass letztlich ganz viele Menschen dazu beitragen, dass ich mein Leben gut gestalten kann.

Meine Würde ist dabei nicht davon abhängig, wie autark, wie leistungsstark und wie selbständig ich bin, sondern ich habe Würde, weil ich ein Mensch bin. Als Christin sage ich: Meine Würde besteht darin, dass ich von Gott geliebt und wertgeachtet bin. Die Bibel hat das in der Schöpfungsge-

schichte sehr schön erzählt, indem sie den Menschen als Ebenbild Gottes beschreibt. Außerdem gilt für jeden von uns der Satz, den Gott in der Taufe zu Jesus sagt: „Du bist mein geliebtes Kind. An dir habe ich Wohlgefallen.“ Ich bin überzeugt davon, dass das uns Christen eine große Freiheit gibt. Wir müssen nicht um unser Ansehen kämpfen und uns ständig durch Leistungen beweisen, sondern fühlen uns beschenkt und von dieser Liebe getragen und haben deshalb Hände und Herz frei, um sie einem anderen dankbar entgegenzustrecken, der unsere Zuwendung und Nähe braucht.

Wir erkennen auch in den Menschen, die schwer krank, vielleicht durch Wunden entstellt und durch Demenz verändert sind, immer noch den Menschen, wie Gott ihn gemeint hat.

Im Alltag höre ich allerdings auch oft genug ganz andere Töne. Bei manchen gilt immer noch der Satz „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Auch in der Diskussion um die Sterbehilfe war das ein zwar meistens nicht offen ausgesprochenes aber im Hintergrund hoch wirksames Argument: Was will ein Mensch noch auf dieser Welt, wenn er nichts mehr leisten kann und nur ein Kostenfaktor für die Gesellschaft ist? Solche Argumentation verletzt Menschen zutiefst in ihrer Würde. Würde ist also nicht nur etwas, was jeder Mensch hat, sondern sie wird im Miteinander von Menschen erfahren oder mit Füßen getreten.

In allen mir bekannten Leitbildern von Pflegeheimen wird in unterschiedlicher Weise davon geredet, dass die Würde der Bewohner geachtet und ihren Wünschen Rechnung getragen wird. Doch wie es im Alltag damit steht, zeigen die folgenden Beispiele. Frau Horn und Herr Müller haben ihre letzte Lebenszeit in einem Pflegeheim verbracht. Beide haben ganz unterschiedliche Erfahrungen gemacht: Während Frau Horn sich bevormundet und in ihrer Würde verletzt fühlte, empfand Herr Müller die Zeit im Pflegeheim als Bereicherung und Geschenk. Er hatte sich frei für das Pflegeheim entschieden, während Frau Müller keine andere Wahl blieb, nachdem ihre Kinder ihre Wohnung aufgelöst hatten, während sie im Krankenhaus war.

Heinke Geiter



Frau Horns Erlebnisse im Pflegeheim

Bei meinem letzten Besuch bei Frau Horn, meinte sie: „Nein, es geht mir überhaupt nicht gut hier. Ich habe lange geschwiegen, aber jetzt halte ich es einfach nicht mehr aus. Sie behandeln mich, als ob ich ein Kleinkind wäre. Ich könnte Ihnen hunderte von Situationen aufzählen, aber hier ist nur mal ein Beispiel: Schwester Rita wollte nach dem Essen noch eine Ansage machen. Ich war aber schon aufgestanden, da hat sie mich vor allen Leuten so angebrüllt, als ob ich ein kleines ungehorsames Schulmädchen wäre! Ich solle gefälligst gehorchen und schön brav sitzen bleiben.“

Außerdem kommt sie ohne anzuklopfen einfach in mein Zimmer und öffnet meinen Schrank, um meine Wäsche hineinzutun. Auf meine Bitte, dass sie sie einfach auf mein Bett legen möge, weil ich sie gern selber einräumen wolle, reagiert sie überhaupt nicht, murmelt etwas von schlechter Luft, reißt das Fenster sperrangelweit auf und geht. Dabei weiß sie genau, dass ich das Fenster ohne Hilfe nicht wieder schließen kann. Stundenlang habe ich in der Kälte gesessen, weil sie auf mein Klingeln einfach nicht reagierte. Dann kam sie wieder ohne anzuklopfen hereingeplatzt und hat mich angemockert, weil ich wohl zu faul sei, um aufzustehen und das Fenster zuzumachen. So geht das den ganzen Tag. Sie verstehen mich einfach nicht. Da haben sie mir diese teuren Sessel gekauft und begreifen überhaupt nicht, warum ich mein kleines Sofa wiederhaben möchte. Dass es alt und abgewetzt ist, weiß ich selber, aber das haben mein Mann und ich noch gemeinsam gekauft, darin habe ich gesessen, während ich meine Kinder gestillt und mit ihnen später Bilderbücher angeschaut und ihnen vorgelesen habe. Wie oft haben wir alle uns darauf zusammen-

gedrängt und gemeinsam einen Film angesehen! Ich verbinde mit dieser Couch ganz viele schöne Erinnerungen, aber das wollen die Kinder nicht einsehen.

Das sind doch meine Sachen; darüber kann ich doch entscheiden, wie ich will. Ich verstehe ja, dass ich das Pflegebett haben muss, aber warum diese Sessel? Sie seien teurer gewesen. Das kann ja sein. Aber warum hat mich denn niemand gefragt?! Ich empfinde das als entwürdigend, weil alle über meinen Kopf hinweg entscheiden und ihnen völlig egal ist, was ich eigentlich möchte.“

Hilflos schaute sie mich an, während ihr unablässig Tränen über das Gesicht rannten. Ich nahm sie in den Arm. Lange Zeit hörte man nur ihr Schluchzen, während sie sich fest an mich lehnte und von Weinkrämpfen geschüttelt wurde. Allmählich wurde sie ruhiger, richtete sich auf und putzte sich energisch die Nase. „Entschuldigen Sie bitte“, murmelte sie verlegen. „Es tut mir leid, dass ich mich so gehen ließ, aber es war alles zu viel für mich. Ich wollte stark sein und tapfer und allen großzügig vergeben. Ja, ich kam mir sogar noch gut dabei vor, aber ich merkte auch, dass der Knoten in meiner Brust immer enger und größer wurde und ich fast keine Luft mehr bekam.“

Danke, es war gut, dass Sie gerade jetzt gekommen sind und dass Sie meinen Ausbruch so ausgehalten haben. Ich glaube, genau das hatte ich jetzt gebraucht.“

Ganz anders ist es Herrn Müller ergangen. Doch lassen wir ihn selbst erzählen.

Heinke Geiter



Herrn Müllers Erlebnisse im Pflegeheim

Mein Name ist Joachim Müller. Ich bin 96 Jahre alt und habe bis vor einem Jahr noch in meinem eigenen Haus gewohnt. Damals lagen mir meine Kinder ständig in den Ohren: „Vater, willst du nicht zu uns ziehen? Wir freuen uns wirklich, wenn du kommst. Da hast du es doch viel besser.“ Ich lehnte es aber immer wieder ab, obwohl ich meine Kinder herzlich gern habe und auch wusste, dass sie es ehrlich meinten. Doch ich wollte nicht fort aus diesem Haus, das ich mit meiner Frau zusammen gebaut hatte, in dem unsere Kinder aufgewachsen waren und mit dem ich so viele liebe Erinnerungen verband. Vor fünf Jahren starb meine Frau. Seitdem lebte ich allein und merkte, dass alles viel mühsamer wurde. Auf dem Weg zum Kaufmann musste ich mich mindestens dreimal auf den Rollator setzen und Pause machen, weil meine Kräfte nicht mehr reichten. Immer öfter fiel ich in der Wohnung hin, weil ich einfach keine Kraft mehr in den Beinen hatte. Nur mit Mühe gelang mir danach das Aufstehen.

Als ich mir im letzten Jahr dann auch noch das rechte Handgelenk brach, ging es allein einfach nicht mehr. Diesmal hörte ich auf den Rat meiner Kinder und war bereit, zu einer meiner Töchter in ein Altenpflegeheim zu ziehen. „Das liegt genau neben der Schule, an der ich unterrichtete. Dann kann ich dich zwischendurch immer wieder besuchen“, hatte sie erklärt. Ich hatte größte Bedenken und war sehr skeptisch, ob ich mich dort überhaupt eingewöhnen könnte, wo ich doch schon so lange allein lebte.

„Wenn die „Opa“ und „Du“ zu mir sagen und mich wie ein Kleinkind behandeln, gehe ich auf die Barrikaden“, hatte ich meiner Tochter zugeflüstert, bevor wir das Heim betraten. Doch sie redeten mich mit großer Selbstverständlichkeit als „Herr Dr. Müller“ an und meinten sogar: „Schön, dass wir jetzt auch einen Arzt unter unseren Bewohnern haben.“ Als eine Pflegekraft mich zur ersten Mahlzeit abholte, sagte

sie: „Ich denke, dass es Ihnen am Tisch mit Herrn Meyer, Herrn Schulze und Frau Schmidt am besten gefallen wird.“ Sie hatte Recht, denn alle drei waren geistig noch sehr rege und teilten meine Liebe zur Natur. Mit Herrn Meyer hatte ich mich schon bald zu einer ersten Schachpartie verabredet und bei Frau Schmidt war ich begeistert über ihr immenses Wissen in Kunstgeschichte. Die Gespräche mit ihr waren immer eine große Bereicherung.

Wenn ich so auf dieses letzte Jahr zurückschaue, muss ich sagen: Der Umzug ins Pflegeheim war für mich ein Gewinn. Klar musste ich vieles aufgeben. Der Abschied von meinem Haus und der mir vertrauten Umgebung ist mir nicht leichtgefallen, aber am Schluss war es zuhause doch recht einsam, weil meine Frau nicht mehr lebte und meine Freunde nach und nach gestorben waren, neue Nachbarn in unsere Siedlung einzogen, zu denen ich keinen Kontakt mehr hatte und alle meine Kinder weit weg wohnten. Hier bekam ich regelmäßig Besuch von meiner Tochter und hatte mit meiner „Tischrunde“ viele anregende Gespräche. Natürlich musste ich mich an Rhythmus und Tagesablauf des Heims anpassen, aber ich war auch sehr dankbar, dass ich mich zu jeder Mahlzeit an einen liebevoll gedeckten Tisch setzen konnte und mich auch um Putzen, Wäsche waschen und Ähnliches nicht mehr kümmern musste. Die Hilfe bei der Körperpflege und bei all den Dingen, die ich mit meiner gebrochenen und leider schlecht heilenden Hand nicht selber tun konnte, wurde mir mit großer Selbstverständlichkeit gewährt. Deshalb habe ich keine Angst davor, dass meine Kräfte weiter nachlassen und ich immer mehr auf Hilfe und Pflege angewiesen sein werde. Ich bin sehr zuversichtlich, dass ich hier auch in Würde werde sterben können.“

Heinke Geiter



Miteinander oder übereinander reden am Krankenbett

Eine lange Begleitung ging zu Ende, Herr Vagl lag im Sterben und eine verbale Kommunikation war bereits nicht mehr möglich. Er lag regungslos in seinem Bett im Pflegeheim. Durch die anderthalb Jahre, die ich ihn regelmäßig besucht hatte, kannte ich ihn recht gut und konnte in seinem Gesicht meist erkennen, ob es ihm gut oder schlecht ging, ob er Schmerzen hatte oder zufrieden war. Jetzt gerade ging es ihm eher schlecht, woran litt er? Seine beiden Söhne standen an seinem Bett und wir berieten über das weitere Vorgehen – und zwar ganz bewusst in seinem Beisein.

Das Verhalten am Bett eines Kranken oder Sterbenden wird sehr kontrovers diskutiert. Einige meinen, grundsätzlich nur außerhalb des Zimmers über den Kranken, den Sterbenden zu sprechen, andere denken anders. Auch ich habe eine konkrete Meinung dazu, wobei ich versuche, mir vorzustellen, wie ich mich als Betroffene fühlen würde. Auch Sterbende in dieser Phase können vermutlich sehr gut hören und empfinden, was um sie herum vorgeht. Wenn plötzlich Angehörige mit Pflegekräften, Ärzten oder auch Hospizbegleitern aus dem Zimmer gehen, muss unweigerlich das Gefühl aufkommen, dass man jetzt über sie spricht, und das stelle ich mir sehr unangenehm vor. Sie werden unsicher und misstrauisch.

Im aktuellen Fall waren wir uns einig, blieben im Zimmer und bezogen Herrn Vagl in das Gespräch mit ein. Auch wenn er nicht mehr antworten konnte, so erklärten wir ihm doch, was wir vermuteten und wie wir versuchen wollten, ihm zu helfen. Zunächst führten wir Mundpflege durch und offensichtlich ging es ihm dadurch bereits besser, er sah zufriedener aus. Danach sprachen wir über Möglichkeiten, ihn noch besser von Schmerzen zu befreien u. ä., und ich hatte das Gefühl, Herr Vagl hatte nicht zuletzt durch dieses Verhalten Vertrauen zu allen Beteiligten.

Nun stand die Frage an, was wir ihm generell auf seinem letzten Weg Gutes tun konnten. Sollte er zu diesem Zeitpunkt noch weiter Flüssigkeit und künstliche Ernährung bekommen, quälte ihn womöglich ein Zuviel davon, da sein Körper bereits den letzten Weg eingeschlagen hatte?

Das ist ein Thema, über das ich nicht generell im Zimmer sprechen würde. Es gibt Menschen, die können mit schlechten Nachrichten oder gar Wahrheiten zum Thema ihrer Gesundheit nicht gut umgehen. So habe ich eine 85-jährige Frau erlebt, die während der vielen Untersuchungen und auch anlässlich der Arztvisiten nie Fragen gestellt hatte. Als der behandelnde Arzt sich nach zwei Wochen Krankenhausaufenthalt zu ihr setzte und behutsam das Thema ansprach, drehte sie sich um und zeigte ihm den Rücken, ohne ein Wort zu sagen. Ich denke, das war ein eindeutiges Zeichen. In diesem Fall wurden die letzten Entscheidungen im Arztzimmer besprochen.

Im Falle des Herrn Vagl hingegen, haben wir ihm auch diese Entscheidung mitgeteilt, in einfühlsamen Worten und mit ausreichender Erklärung, und mir schien, dass Herr Vagl daraufhin entspannter wirkte, so als bedankte er sich dafür, dass er nun gehen durfte, worauf er ja schon lange vorbereitet war.

Wenn ich mir vorstelle, selbst in einer solchen Situation zu sein, so wollte ich diese Fragen und Entscheidungen mit anhören. Für mich ist es sehr wichtig zu wissen, was mit mir passiert. Eine letzte Prognose zu hören, wäre für mich die Chance, bewusst und in Ruhe aus dem Leben zu gehen, und dies ist gleichbedeutend mit würdevoll aus dem Leben gehen.

Beate Hennig, Hospiz- und Trauerbegleiterin



Würde, Alter, Krankheit

Der alte Großvater und der Enkel

Es war einmal ein steinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub, und die Knie zitterten ihm. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er Suppe auf das Tisch-tuch, und es floss ihm auch etwas wieder aus dem Mund. Sein Sohn und dessen Frau ekelten sich davor, und deswegen musste sich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt; da sah er betrübt nach dem Tisch, und die Augen wurden ihm nass. Einmal auch konnten seine zitterigen Hände das Schüsselchen nicht festhalten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt, er sagte aber nichts und seufzte nur. Da kauften sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Heller, daraus musste er nun essen. Wie sie da so sitzen, so trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du da?“ fragte der Vater. „Ich mache ein Tröglein,“ antwortete das Kind, „daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin.“ Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten alsofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mit essen, sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete.

*Jacob Grimm (1785-1863) und
Wilhelm Grimm (1786-1859)*

Der Umgang mit dem Alter und mit Krankheit war schon immer ein Problem. Der kurze Text, den ich seit meiner Schulzeit kenne, ist heute so aktuell wie vor 200 Jahren. Ich hatte ihn fast vergessen. Als das Thema Würde in unser Blickfeld rückte, fiel er mir wieder ein. Die beeindruckende Geschichte aus der Sammlung der Gebrüder Grimm ist kein Märchen, es ist eine Parabel, die uns auch heute einen Spiegel vorhält. Wahrscheinlich ist sie viele Jahre älter und stammt aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Man hat sich auch damals (Barock) mit der Frage der Würde des Menschen auseinandergesetzt.

Blickt man in diese Geschichte, wird man erkennen: Wir mögen uns heute noch jung fühlen oder sind es und voller Tatendrang und Elan. Die Zeit macht vor uns nicht halt. Auch wenn wir Dank der Medizin immer älter werden können, befreit von Krankheit, Alter und den Gebrechen sind wir nicht. Wir alle müssen akzeptieren, dass wir altern und unser Körper nicht mehr so mitspielt, wie wir das aus früheren Zeiten gewohnt sind. Die Parabel beinhaltet nicht nur das Sprichwort vom Kindermund, der Wahrheit kundtut, sondern auch die Erkenntnis: Es wird uns einmal vielleicht das gleiche Schicksal treffen. Dann haben hoffentlich die, die mit uns umgehen, die Größe des Elternpaares der Geschichte. Nicht Wegschieben und Wegschauen ist gefragt: Alter, Krankheit und damit auch Sterben und Tod gehören zum Leben. Positiv gesehen ist die Parabel eine Geschichte der Inklusion und ein Aufruf, dass man auch den Alten, Kranken und Sterbenden ihr Recht auf ihre Würde lassen muss.

Dr. Thomas Umscheid, Vorstandsmitglied



Freiheiten ändern sich

Wir hatten einen alten Nachbarn in den Sommermonaten: Robert, geliebt von uns allen, Kartenspielgefährte meiner Kinder, Freund der Familie mit seiner Frau.

Als Robert über 80 Jahre alt war und mehrere Schlaganfälle erlitten hatte, verlor er seinen vorher sicheren Fahrstil. Uns fiel das auf, und auch den anderen Nachbarn. Ihm nicht. Wir sprachen ihn darauf an: Robert war ein verantwortungsvoller, sozial kompetenter Mensch und nichts lag ihm ferner, als jemandem Schaden zuzufügen. Aber er wollte das Autofahren nicht lassen. Auch unsere Angebote und die von anderen Nachbarn, ihn und seine Frau zu fahren, auch zuhause abzuholen um sie in ihr Sommerhaus zufahren wurden ausgeschlagen – wären wir nicht so lange Freunde gewesen, hätten sie uns aus ihrem Haus geworfen.

„Mama, du musst Robert anzeigen, um ihn zu schützen. Wenn er einen Unfall verursacht bist du mitschuldig und mitverantwortlich“, sagten meine Kinder. Recht hatten sie. Ich habe wiederholt das Gespräch mit Robert und seiner Frau gesucht – erfolglos – aber ich habe Robert nicht angezeigt.

Er hat, bis er das Krankenbett nicht mehr verlassen konnte, keinen Unfall verursacht.

Und doch taucht die Frage immer mal wieder auf im Gespräch: „was wäre gewesen, wenn „etwas passiert“ wäre?“ Was ich mir und uns allen wünsche: dass wir den Menschen, die unsere Familie und unsere Freunde sind, so viel Vertrauen entgegenbringen, dass wir – vielleicht nicht beim ersten Ansprechen – zugestehen, dass sie vielleicht eine klarere Sichtweise auf die ein oder andere Lebenssituation von uns haben. Weil sie von außen draufsehen. Auf uns. Wohlwollend. Uns schützen wollend.

Wir alle verlieren wohl vertraute Fähigkeiten mit zunehmendem Alter. Manche akzeptieren wir ganz selbstverständlich: fast niemand möchte mit 70 noch anfangen Ski zu laufen, Rennen zu fahren, Fliegen zu lernen. Aber wir glauben oft, noch sicher im Straßenverkehr unterwegs zu sein. Dabei fängt es oft schon damit an, dass sich die Verkehrszeichen geändert haben, seit wir unseren Führerschein gemacht haben. Und oft reagieren wir langsamer, hören schlechter, können nicht mehr so problemlos den Kopf nach hinten drehen wie Jahre davor. All das darf so sein und lässt uns auch weiterhin viel Spielraum für ein wunderbares, selbstbestimmtes Leben. Und darum geht es.

Aber wenn wir uns und andere in Gefahr bringen, sollten wir

sehr selbstkritisch sein und überlegen und nachfragen, was wir ändern können, wie wir unsere Selbständigkeit nicht aufgeben, aber verändern.

Wir sollten es unter der Rubrik „das Leben ist lebenslanges Lernen“ ansiedeln, dass wir im Alter manches anders machen sollten / müssen und uns lange davor immer wieder in Gesprächen und Gedanken dem Thema annähern. Dann fällt es uns hoffentlich leichter, wenn wir an dem Punkt in unserem Leben sind, unseren Führerschein in die Schublade zu legen und zu sagen: jetzt beginnt eine andere Zeit: ich werde gefahren!

Elke Ott-Loch, Vorstandsmitglied



Wohnatmosphäre und Selbstbestimmung im Altenpflegeheim

Würden Sie mir bitte meine blaue Strickjacke aus dem Schrank holen? Sie liegt im obersten Fach und da komme ich vom Rollstuhl aus nicht ran.“ Natürlich gab ich Frau Holzner den gewünschten Pullover, nahm ein Kopfkissen vom Besucherstuhl und setzte mich nach Aufforderung hin.

Seit 8 Wochen wohnte Frau Holzner im Heim, und ich besuchte sie seit 2 Wochen regelmäßig im Pflegeheim, um ihr ein wenig Gesellschaft zu leisten, mit ihr spazieren zu gehen und bei schlechtem Wetter etwas vorzulesen oder gemeinsam ein Spiel zu spielen. Es waren immer sehr angenehme Gespräche mit ihr, ebenso wie unsere Ausflüge und die

Spiele untermalt waren durch interessantes Erzählen von ihrer Familie, ihrem Beruf und ihrem Haus. Sie wirkte sehr gepflegt und gebildet und war insgesamt eine angenehme Erscheinung, aber dennoch wirkte sie auf mich immer etwas bedrückt. Sie fühlte sich einsam, da ihre Kinder in Hamburg und Kiel wohnten und ihre Freunde und Bekannten zum größten Teil auch nicht mehr beweglich genug waren, um sie zu besuchen. Das schien mir die Erklärung für ihre gedämpfte Stimmung, was ich gut nachvollziehen konnte.

Beim nächsten Besuch bat sie mich darum, ihr ein bestimmtes Nachthemd aus dem Schrank zu holen, das ebenfalls für sie unerreichbar war. Dabei erwähnte sie, dass die Dame, die die Wäsche aus der Wäscherei zurückbringt, die Sachen nach eigenem Ermessen einräumt und sie so selbst keine Chance hatte, sich selbstständig so zu kleiden, wie sie es gerne möchte. Um den Pflegekräften nicht zusätzliche Arbeit zu machen, nahm sie eben das, was gerade in ihrer Sitzhöhe zu entnehmen war, fühlte sich aber unwohl dabei.

Ich bot ihr daraufhin an, den Schrank nach ihren Vorgaben umzuräumen, was sie sehr gerne annahm. So lagen bald die Lieblingskleidungsstücke in Reichweite, und auch für Strümpfe und Unterwäsche fanden wir einen besseren Platz in einer Schublade. Sie strahlte und versuchte mir zu erklären, wie wichtig es für sie sei, so weit wie eben noch möglich selbstbestimmt handeln zu können und nicht unnötig auf andere angewiesen zu sein. Dieses Thema haben wir an diesem Tag ausführlich besprochen und ich konnte sie sehr gut verstehen. Sie war ein Leben lang eine selbstständige Frau mit Grundsätzen und einem gehobenen Ordnungssinn. Die ursprüngliche Einteilung ihres Kleiderschranks im Heim ging gegen ihre Gewohnheit und rief Unwohlsein hervor. Die neue Ordnung brachte ihr nicht nur etwas Unabhängigkeit, sondern erinnerte sie auch an ihr Zuhause. „Sie haben doch im Sommer bestimmt auch nicht die dicken Pullover in bequemer Reichweite und steigen jedes Mal auf einen Stuhl, um ein T-Shirt aus dem oberen Fach zu holen“ erklärte sie, und damit hatte sie Recht.

„Da wir gerade bei diesem Thema sind“ sprach sie weiter, „meinen Sie, man könnte für das Verbandsmaterial, die Lagerungskissen für nachts und die Gummistrümpfe einen anderen Platz finden? Der Sessel wirkt immer so ungemütlich und unordentlich, wenn er mit derartigen Dingen belagert ist, und ich möchte mich doch hier auch wohlfühlen können. Ich weiß natürlich, dass es nicht so sein kann, wie früher bei mir zuhause. Außerdem möchte ich keinesfalls jemanden verärgern oder ihm eine Last sein.“

Beate Hennig, Hospiz- und Trauerbegleiterin



Patientenverfügung, Vorsorgevollmacht und Betreuungsverfügung

Unter welchen Bedingungen sehe ich mein Leben als lebenswert an? Diese Frage bewegt viele Menschen. Oft meinen sie, dass nur ein möglichst selbstbestimmtes, autarkes Leben für sie sinnvoll sei und sie so weit wie irgend möglich von anderen unabhängig sein möchten. Manchmal kann ihnen ein Unfall oder eine Krankheit die Augen dafür öffnen, dass unser menschliches Leben nur in Kontakt mit anderen gelingendes Leben ist und immer aus Geben und Nehmen besteht. Solche Erkenntnisse haben dann auch Auswirkungen auf die eigene Patientenverfügung.

„Ich möchte endlich Nägel mit Köpfen machen und Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht erstellen“, begann Herr Berg das Gespräch mit mir. „Ich weiß jetzt, wie wichtig das ist. Ich habe gerade nach einem Unfall sechs Wochen im Krankenhaus gelegen und dort eine ganze Menge gesehen und erlebt. Zum Glück konnte ich noch klar denken und alles selbst entscheiden, denn ich hatte nur beide Arme und die Hüfte gebrochen. Aber ich habe bei anderen gesehen, was passiert, wenn einer nicht mehr ansprechbar ist und keine Patientenverfügung hat: Solange die Patienten nichts anderes verfügt hatten, mussten die Ärzte alles tun, was medizinisch möglich und sinnvoll ist, um einen Patienten am Leben zu erhalten. Keiner hat dabei gefragt, was das dann

für ein Leben ist.

Für mich gibt es aber durchaus Situationen, in denen ich klar sagen würde: „Das will ich nicht mehr, dann möchte ich lieber sterben.“ Allerdings hat sich diese Sichtweise bei mir durch den Krankenhausaufenthalt noch einmal sehr verschoben.“ Herr Berg schwieg nachdenklich. „Mögen Sie mir das erklären?“ fragte ich nach einer Weile. „Ja, ich habe erfahren, dass das Leben auch dann noch lebenswert sein kann, wenn man in vielen Dingen von anderen abhängig ist und sich helfen lassen muss.

Früher war ich stolz darauf, möglichst alles selbst tun zu können und auf keine Unterstützung angewiesen zu sein. Ja, ich fand es unter meiner Würde, mir von anderen helfen lassen zu müssen. Doch jetzt brauchte ich plötzlich in allem Unterstützung. Mit meinen beiden gebrochenen Armen konnte ich mich weder waschen noch anziehen, ja selbst die Nase putzen und den Hintern abwischen mussten Fremde. Als ich mich darüber bei meinem besten Freund beklagte und jammerte, wie entwürdigend das sei, meinte er nachdenklich: „Vielleicht ist das genau die Lektion, die du jetzt lernen musst: Annehmen können. Du bist groß darin, wenn es darum geht, anderen zu helfen.

Alle aus unserem Freundeskreis schätzen deine Großzügigkeit und Hilfsbereitschaft, aber wenn einer von uns dir mal



etwas Gutes tun oder dir irgendwo helfen wollte, sagtest du immer: Danke, das brauche ich nicht, ich schaffe das schon allein.“ Ich glaube, du hast nie gemerkt, wie sehr du uns damit vor den Kopf gestoßen hast. Eine echte Freundschaft besteht aus Geben und Nehmen und vielleicht sollst du jetzt einfach das Nehmen lernen.“

Ich hätte ihn umbringen können, so wütend und empört war ich, aber ich konnte ihm mit meinen lädierten Armen nicht einmal den kleinsten Schubser geben. Doch dann hatte ich viel Zeit, um darüber nachzudenken.

„Wir brauchen niemanden und lassen uns nichts schenken“ war stets Leitsatz meiner Mutter gewesen. Geschenke hat sie nie angenommen und es mir auch nicht erlaubt, dabei hätte ich so gern das alte Fahrrad von meinem Vetter gehabt oder wäre mit ihm in die Ferien gefahren und vieles mehr. Stattdessen habe ich irgendwann die Lebensmaxime meiner Mutter übernommen und geglaubt, ich verliere meine Würde, wenn ich von anderen abhängig sein müsste und mein Leben nicht autark gestalten könnte. Diese sechs Wochen im Krankenhaus waren für mich eine harte Schule, aber ich habe meine Lektion gelernt. Es war gut, dass das Pflegepersonal mir mit so selbstverständlicher Freundlichkeit in allem half, dass meine Freunde liebevoll für mich sorgten und dass ich Hannah begegnete, einer beeindruckenden Frau im Rollstuhl.“ Herr Berg lächelte versonnen, um dann sofort zu seinem eigentlichen Anliegen zurückzukehren: der Patientenverfügung.

Ich hatte ja viel Zeit und habe mir die verschiedensten Patientenverfügungen im Internet angesehen und viel darüber nachgedacht, aber trotzdem bin ich ziemlich ratlos, denn ich kann ja jetzt einfach noch nicht wissen, in welche Situation ich mal komme oder welche therapeutischen Möglichkeiten es dann gibt, von denen wir heute noch keine Ahnung haben.“

Ich nickte. „Das kann ich gut verstehen. Deshalb ist die Vorsorgevollmacht fast noch wichtiger. Wenn Ihr Bevollmächtigter nämlich beim Abfassen der Patientenverfügung dabei war und genau weiß, unter welchen Bedingungen Sie ihr Leben für lebenswert halten und wann Sie gegen lebensverlängernde Maßnahmen sind, kann er auch in Situationen, an die Sie heute noch gar nicht denken können, in Ihrem Sinne entscheiden. Wichtig ist dabei, dass Sie ausführlich darüber geredet haben und er ihre Vorstellungen möglichst genau kennt.“

„Das leuchtet mir ein“ meinte Herr Berg. Dann ist es sicher am besten, wenn ich für unser Gespräch meine beiden Kinder mitbringe. Ich habe mit ihnen schon besprochen, dass ich sie als Bevollmächtigte benennen möchte. Ich nickte. „Sie haben sich ja wirklich schon viele Gedanken gemacht.“ „Ja, und ich möchte die jetzt umsetzen. Haben Sie vielleicht am nächsten Wochenende Zeit? Da sind meine Kinder nämlich zuhause.“ Nach einem Blick in meinen Terminkalender einigten wir uns auf Samstagvormittag.

Heinke Geiter

Offener Themenabend

Patientenverfügung, Vorsorgevollmacht und Betreuungsverfügung

Termin: 11. April 2019 um 19 Uhr
Im Gerberhaus, Löherplatz in Idstein
Referentin: Heinke Geiter

Viele Menschen haben Angst am Ende ihres Lebens der Apparat-Medizin ausgeliefert zu sein.

Damit ihre Vorstellungen von ihrem Lebensende umgesetzt werden können, wird der Wunsch nach einer rechtssicheren Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht immer wieder an uns herangetragen.

Heinke Geiter informiert darüber, was bei einer Patientenvorsorge alles berücksichtigt werden muss, damit am Lebensende die eigenen Wünsche und Bedürfnisse Beachtung finden.

Sie stellt das Modell „beizeiten begleiten“ vor und erklärt, warum eine Vorsorgevollmacht für alle Menschen ab der Volljährigkeit sinnvoll ist.

Gern beantwortet Heinke Geiter all ihre Fragen zu diesem Thema.



Wahrheit am Krankenbett

Zur Würde jedes Menschen gehört es, dass nicht über, sondern mit ihm geredet wird. Das gilt auch bei einer unheilbaren Krankheit. Es ist Sache des behandelnden Arztes, die Patientinnen und Patienten über die Diagnose aufzuklären (was in der Regel auch geschieht). Das Selbstbestimmungsrecht des Patienten im Rahmen des Arzt-Patienten-Vertrages verpflichtet den Arzt sogar zur umfassenden Aufklärung über den Gesundheits- und Krankheitszustand des Patienten, über Diagnose, Therapien und deren Risiken, sodass der Patient entscheiden kann, wie er medizinisch behandelt werden möchte, bzw. nicht möchte. Beispielsweise wünschen sich 92% der Krebspatienten, dass der Arzt offen mit ihnen spricht. Entscheidungen können die Kranken nur treffen, wenn sie über ihre Krankheit ausführlich informiert sind und der Arzt ihnen die verschiedenen Behandlungsmöglichkeiten dargestellt und auch deren Chancen und Risiken erläutert hat.

Je ausführlicher ein Arzt die Patienten und gegebenenfalls ihre Angehörigen informiert und je klarer sie zu einer einvernehmlichen Entscheidung über Therapieziele kommen, die im Laufe des Krankheitsprozesses immer wieder angepasst und verändert werden können, desto besser können die Betroffenen diesem Weg zustimmen, können Ängste abbauen und Vertrauen dem Arzt gegenüber aufbauen und sich auch mit einer infausten Diagnose auseinandersetzen. Der Wunsch, die Kranken und ihre Angehörigen schonen zu wollen (oder sich als Arzt nicht Verzweiflungsausbrüchen und heftigen Trauerreaktionen aussetzen zu wollen), ist verständlich, aber wenig hilfreich.

Möglicherweise erfahren Hospiz- und Pflegefachkräfte von den Patienten mehr zu ihrer Erkrankung als die Angehörigen. Manchmal ist diese Offenheit verbunden mit der Bitte, den Angehörigen nichts zu sagen, da sie sich sonst noch mehr Sorgen machen. Daran müssen sich die Begleitenden unbedingt halten, um nicht das Vertrauensverhältnis zu gefährden. Allerdings sollten sie Angehörigen und Patienten zur gegenseitigen Offenheit ermutigen. Gerade durch Offenheit zeigen sie Vertrauen zueinander und ermöglichen so eine gegenseitige Unterstützung in der Auseinandersetzung mit der Krankheit. Das gemeinsame Tragen der Krankheit kann die Beziehungen vertiefen, verändern und bereichern und ein gutes Abschiednehmen möglich machen. Kranke haben oft ein feines Gespür dafür, ob andere ehrlich mit ihnen umgehen, und es verletzt sie in ihrer Würde, wenn man ihnen etwas vorspielt, sie mit Ausreden und Allgemeinplätzen vertröstet oder sie schlichtweg anlügt. Immer wieder kommt es vor, dass Ärzte nur den Angehörigen die Diagnose mitteilen, um den Patienten zu

schonen. Manchmal habe ich auch erlebt, dass sowohl die Erkrankten als auch die Angehörigen unabhängig voneinander über die tödliche Diagnose Bescheid wussten, aber mich baten, jeweils der anderen Seite ja nichts zu sagen, weil sie die Diagnose nicht verkraften würden. Patienten und Angehörige meinten es gut und wollten jeweils den anderen schonen. Doch oft hatten beide Seiten längst gemerkt, dass da etwas unausgesprochen zwischen ihnen stand. Die Gespräche waren verflacht, oder der Kranke und seine Angehörigen schwiegen.

Wenn Menschen bis zu ihrem Tod ihre Krankheit geleugnet und alle Gespräche über Tod und Sterben abgeblockt haben, werden die Angehörigen nach deren Tod bedauern, dass so vieles nicht ausgesprochen und abgeschlossen werden konnte, dass ein Abschiednehmen nicht möglich war und sie sich bei den Entscheidungen über die Beerdigung sehr allein gelassen fühlen. Da nie darüber geredet worden war, wissen sie beispielsweise nicht, welche Bestattungsart die Verstorbenen gewünscht hätten und was in deren Sinne gewesen wäre. Statt eines guten Gefühls im Sinne

der Verstorbenen gehandelt und ihm oder ihr damit noch einen letzten Liebesdienst erwiesen zu haben, bleibt die Unsicherheit, ob die Verstorbenen vielleicht etwas ganz Anderes gewollt hätten. Das alles wird später den Trauerweg der Hinterbliebenen sehr viel

schwieriger machen.

In einer gemeinsamen Begegnung von Angehörigen und Patienten, die beide unabhängig voneinander über die Diagnose Bescheid wussten, aber nicht miteinander darüber geredet haben, habe ich (zum Beispiel) gesagt: „Ihr wisst doch alle, wie es um Hans (dem Erkrankten) steht ...“ Da sind viele Tränen geflossen, aber es waren Tränen der Erleichterung, weil jetzt das unselige Versteckspiel ein Ende hatte, keiner mehr die Sorgen allein tragen musste und ein gemeinsames Abschiednehmen möglich wurde.

Jetzt brauchten die Angehörigen den Erkrankten nicht mehr auszuweichen, weil sie Angst hatten, nach der Diagnose gefragt zu werden und dann nicht zu wissen, was sie antworten sollen. Miteinander konnten sie noch viele Dinge klären, einander sagen, wie lieb sie sich haben und für wie Vieles sie dankbar sind. Sie konnten miteinander auf die gemeinsame Zeit zurückschauen und sich im Rückblick manches noch einmal in Erinnerung rufen, um es dann auch abschließen zu können. Streit konnte noch beigelegt und einander Vergebung zugesprochen werden. Auch über die Beerdigung und über das Leben danach konnten sie sich gemeinsam Gedanken machen. Oft haben solche Abschiedsgespräche

„Wen Du nicht der Wahrheit für würdig erachtest, den hast Du aufgegeben.“



eine große Innigkeit und Tiefe und helfen, das Leben in Frieden abzuschließen. Für die Zurückbleibenden sind sie ein großer Schatz, der ihnen später für ihren Trauerweg eine enorme Kraftquelle und Bereicherung ist.

Die Erfahrung zeigt, dass die Betroffenen im Blick auf ihre Diagnose so viel erfragen, wie sie auch verkraften können und dass sie auch im Verlauf ihrer Erkrankung meistens sehr deutlich spüren, wie es um sie steht. Deshalb gebe ich die häufig gestellte Frage „Muss ich jetzt sterben?“ an die Betroffenen zurück und frage, was sie denn selbst denken. In der Regel sind sie sich ihrer Situa-

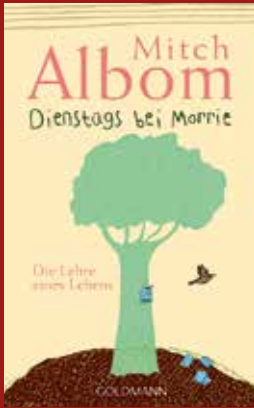
tion sehr genau bewusst und sprechen es dann auch aus. Die Angst mancher Angehörigen, ihre Kranken könnten aufhören, um ihr Leben zu kämpfen oder Suizid begehen, wenn sie von der Schwere ihrer Erkrankung erfahren, ist in der Regel unbegründet. Allerdings darf man dem oder der Kranken die Wahrheit nicht um die Ohren hauen wie einen nassen Waschlappen, sondern soll sie ihm umlegen wie einen warmen Mantel und ihnen selbstverständlich auch das Recht zugestehen, ihre Diagnose nicht wissen zu wollen. Das bleibt ihre Entscheidung.

Heinke Geiter

Buchtipp

„Dienstags bei Morrie“ von Mitch Albom

Eine Freundin schenkte mir das Buch „Dienstags bei Morrie“, fügte aber hinzu „ich weiß, dass du solche Bücher nicht gern liest“. Mit Nachdruck ermunterte sie mich, es dennoch zu lesen.



Sie behielt Recht. Das Buch fesselte mich.

Es handelt von einem Professor und seinem Lieblingsstudenten, sie trafen sich stets dienstags. Nach dem College-Abschluss versprechen sie einander, sich nicht aus den Augen zu verlieren. Es kommt anders. Der Student wird Sportjournalist, strebt nach Macht, Geld und Ansehen.

Eines Tages sieht er in der Nightline-Sendung im ABC-TV seinen alten Professor im Rollstuhl, der ein Interview gibt und darin über seine Krankheit spricht. Die Symptome der ALS, Amyotrophe Lateralsklerose, sind deutlich sichtbar.

Zitat aus dem Buch:

ALS ist wie eine brennende Kerze. Sie schmilzt die Nerven weg und lässt den Körper wie einen Haufen Wachs zurück.

Demütig erinnert sich der Journalist an sein Versprechen und sucht den alten Freund auf. Es folgen Dienstagnachte bei Morrie mit ganz unterschiedlichen Themen: Selbstmitleid, Reue, Tod, Familie, Gefühle, Älterwerden, Geld, Liebe, Ehe, Kultur und Vergebung, den perfekten Tag und Abschied. Bald danach stirbt der Professor.

Die Dialoge der beiden Freunde am Lebensende des Professors berührten mich stark. Morrie behielt seine Würde und seinen Humor bis zum Ende.

Ein bemerkenswertes Buch, das jeder lesen sollte.

Kiki Hagelweiß, Hospizbegleiterin

Sprechstunde zur Patientenverfügung, Vorsorgevollmacht und Betreuungsverfügung

Es kann jeden von uns treffen ...

Gestern habe ich noch ein selbstständiges Leben geführt und konnte alle Entscheidungen mit klarem Verstand treffen, doch dann kommt ein Unfall, die plötzliche Erkrankung oder zunehmende Demenz, sodass ich nicht mehr in der Lage bin, wichtige Angelegenheiten meines Lebens selbstverantwortlich regeln zu können. Deshalb ist es wichtig rechtzeitig vorzusorgen.

Das Erstellen einer Vorsorgevollmacht und Patientenverfügung ist eine ebenso wichtige und sinnvolle Vorsorge wie die Altersvorsorge in Erbschafts- oder Rentenfragen. Sie geben Auskunft darüber, welche Bedürfnisse und Wünsche uns in der Situation einer schweren Erkrankung und am Lebensende wichtig sind.

Die Willensäußerungen, die in der Vorsorgevollmacht und in

der Patientenverfügung festgehalten werden, sind rechtsverbindlich für die Angehörigen, für Ärzte und Pflegende.

Die Hospizbewegung bietet ab Januar 2019 auch eine monatliche Sprechstunde in Idstein an:

Jürgen Heilhecker von der Hospizbewegung im Idsteiner Land e.V. ist jeden zweiten Dienstag im Monat von 17 bis 19 Uhr im Hospizbüro, Fürstin-Henriette-Dorothea Weg 1 in Idstein für Sie da und beantwortet Ihre Fragen zur hospizlichen Begleitung, palliativen Versorgung, Patientenverfügung, Vorsorgevollmacht und Betreuungsverfügung. Gerne können Sie auch Beratungstermine unter 06126-7002713 vereinbaren.

Die Beratung und Erstellung von Patientenverfügung, Vorsorgevollmacht und Betreuungsverfügung ist bei uns kostenfrei!

Termine 2019, 1. Halbjahr

Donnerstag, 21. März 19:30 Uhr

Mitgliederversammlung

Im Haus der Kirche und Diakonie

Donnerstag, 11. April 19:00 Uhr

Offener Themenabend: Patientenverfügung, Vorsorgevollmacht und Betreuungsverfügung

Referentin: Heinke Geiter

Im Gerberhaus, Löherplatz in Idstein.

Sprechstunde monatlich:

Zur Patientenverfügung, Vorsorgevollmacht und Betreuungsverfügung

In **Idstein**: Hospizbüro, Fürstin-Henriette-Dorothea Weg 1

Jeden zweiten Dienstag im Monat von 17 bis 19 Uhr

In **Niedernhausen**: Seniorenzentrum Theißtal Aue, Foyer, Herrackerweg 12

Jeden letzten Mittwoch im Monat von 17 bis 19 Uhr

Sonntagscafé für Trauernde

13.1. | 10.2. | 10.3. | 14.4. | 12.5. und 9.6.2019

Jeden 2. Sonntag im Monat im Haus der Kirche und Diakonie

Wanderung für Trauernde

24.03. | 26.05. | 18.08. | 20.10.2019 – Treffpunkt jeweils 14 Uhr auf dem Parkplatz am Schlossteich hinter dem PSI Gymnasium

Bastelnachmittag für Trauernde

27. März 2019 von 13 bis 16 Uhr im Haus der Kirche und Diakonie

Der Eintritt ist kostenfrei! Ihre Spende herzlich willkommen! Mit Ihrer Spende unterstützen Sie die Arbeit des ambulanten Hospiz- und Palliativdienstes!

Impressum

Hospizbewegung im Idsteiner Land e.V.
Fürstin-Henriette-Dorothea Weg 1, 65510 Idstein

Vereinsregisternummer: 5178
Telefonnummer: 06126-700 2715
E-Mail: info@hospizbewegung-idstein.de
Internet: www.hospizbewegung-idstein.de

V.i.S.d.P: Heinke Geiter und Anna C. Stassen
Layout: Mile Penava
Fotos: Daniel Henn, Goldmann Verlag, Pixabay
Druck: Mühlsteyn Druck + Verlag in Elben
Erscheint: 2 x jährlich, Bezug: kostenlos

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben die Meinung der Autorin / des Autors wieder.
Wir danken Kiki Hagelweiß fürs Korrekturlesen!

Möchten Sie den Dienst der Hospizbewegung in Anspruch nehmen?

Benötigen Sie Hilfe oder eine Beratung?

Dies ist jederzeit möglich!

Wenn Sie möchten, fördern Sie unsere Arbeit durch eine Geldspende. Auf Wunsch erhalten Sie eine Spendenbescheinigung.

Spendenkonto:

vr Bank Untertaunus eG

IBAN: DE81510917000012116403

BIC: VRBUDE51

Wir freuen uns über jedes neue Mitglied!

Der monatliche Mindestbeitrag beträgt 2 Euro.

*Liebe Freundinnen und
Freunde der Hospizbewegung,*

*herzlichen Dank, dass Sie
unsere Arbeit mit Gedanken,
mit Interesse und mit Spenden
unterstützen.*

*Schwerkranke und sterbende
Menschen sowie ihre Angehö-
rigen zu beraten und ganz
individuell zu begleiten, ist
unser wichtigstes Anliegen.*

*Gleichzeitig tragen wir im
Idsteiner Land dazu bei,
dass die Themen
Sterben, Tod und Trauer in
unser aller Bewusstsein
bleiben.*

*Dank Ihrer Unterstützung
werden wir das auch weiterhin
tun!*

Heinke Geiter, Vorsitzende

